

Wahldiskussionen.

Genosse Pannkoek schreibt in seiner Korrespondenz:

Obgleich der Tag der Wahlen noch fern ist, und daher auch manches noch ganz anders kommen kann, wie man jetzt zu erwarten geneigt ist, finden doch schon gelegentlich Äußerungen und Diskussionen über die zu befolgende Wahltaktik statt. Nun sind solche Diskussionen notwendig, damit die Beschlüsse des kommenden Parteitags genügend vorbereitet werden und damit an die Stelle von Stimmung und instinktivem Empfinden klare, bewusste Überlegung tritt. Aber dazu ist vor allem nötig, daß die Äußerungen sich nicht auf allgemeine Redensarten und unklare Hinweise beschränken, wie es namentlich in verschiedenen Leitartikeln der Neuen Zeit der Fall war.

Welche Möglichkeiten stehen für die Partei offen, zwischen denen es zu entscheiden gilt? Daß wir in der Hauptwahl überall selbständig mit eigenen Kandidaten auftreten, für die wir möglichst viel Stimmen zu gewinnen suchen, darüber besteht wohl fast vollständige Einigkeit in der Partei. Es handelt sich also allein um die Stichwahlen. Andererseits herrscht in der Partei auch darüber Einigkeit, daß man bei Stichwahlen weder mit dem Argument zu Hause bleiben kann, daß alle bürgerlichen Parteien im gleichen Maße unsere Feinde sind und nur eine reaktionäre Masse bilden, noch daß man den Wählern überlassen kann, nach lokalen und persönlichen Verhältnissen selbst zu entscheiden. Bei den Stichwahlen muß man zwischen seinen Feinden unterscheiden und diejenigen, die als das kleinere Übel erkannt werden, gegen die andern unterstützen. Feinde sind sie alle, und nicht einmal in verschiedenem Grade; aber sie sind es in verschiedener Weise, und die Methode des einen, uns mit KonzeSSIONen und Schlauphaken zu bekämpfen, ist uns lieber, als die Methode des anderen, die Methode der gewaltsamen Unterdrückung. Das Merkmal, das bei der Trennung zugrunde gelegt wird, wird nach Zeit und Umständen verschieden sein müssen.

Natürlich ist dabei nicht an die augenblicklichen wechselnden parlamentarischen Konstellationen zu denken, wonach man die jeweilige bürgerliche Oppositionspartei zu unterstützen hätte; dieselben Zentrumsleute, die aus diesem Grunde 1907 als Opposition die sozialdemokratischen Stimmen beanspruchten konnten, bildeten nachher den reaktionären schwarzblauen Block, der jetzt als schlimmster Feind niederzuwerfen ist. Auf ein solches Stichwahlprinzip würde der Ausdruck der Leipziger Volkszeitung vollkommen passen, daß unsere Partei nicht „im Eichhörnchentempo ihre Kampfstellung jedesmal den wandelnden Schattenspielen im Parlament anzupassen“ hat. Mit Unrecht sagte Mehring in der Neuen Zeit dies auf, als solle gar kein Unterschied zwischen den bürgerlichen Parteien gemacht werden. Das Unterscheidungsmerkmal soll bloß nicht in den augenblicklichen parlamentarischen Parteiverhältnissen gefunden werden, sondern in allgemeinen politischen Hauptfragen. So kann in einigen Ländern und unter bestimmten Umständen die Stellung zum allgemeinen Wahlrecht ein entscheidendes Merkmal bilden — nur diejenigen Gegner unterstützen wir, die den Arbeitern das Wahlrecht geben wollen. In der deutschen Reichspolitik handelt es sich um eine andere Frage, nicht um das Geben neuer, sondern um das Nehmen alter Rechte. Der „reaktionäre“ Teil unserer Gegner möchte die politischen Rechte und die Bewegungsfreiheit des Proletariats verringern und damit den Klassenkampf auf eine gewaltsame Spitze treiben, während der „liberale“ Teil das für zu gefährlich hält. Hier dürften also die Bedingungen, die in Lindau-Immenstadt dem liberalen Kandidaten gestellt und die auch von Bebel in seiner Hamburger Rede erwähnt wurden, die zweckentsprechendsten sein.

Natürlich dürfen bei der Stichwahl keine Forderungen und Merkmale gestellt werden, die praktisch auf Enthaltung hinauslaufen — es sei denn, daß völlig ungewöhnliche Verhältnisse vorliegen — oder der Natur einer bürgerlichen Partei widersprechen. Der Beschluß von St. Gallen 1888, die Freisinnigen nicht mehr zu unterstützen, weil diese dem Kartell zu einer Mehrheit verholpen hat-

ten, war in dieser Hinsicht nicht richtig; man kann es einer bürgerlichen Partei, auch wenn sie sich freisinnig nennt, nicht verübeln, daß sie sich durch Klasseninstinkt dazu bestimmen läßt, dem ihr nächststehenden bürgerlichen Klassengenossen vor dem Sozialdemokraten den Vorzug zu geben. Zwar zeugte diese Haltung nicht von großer politischer Vernunft, aber unnatürlich war sie trotzdem nicht, denn nicht Sozialdemokratie und Freisinn gehören einerseits als fortschrittliche Parteien zusammen gegenüber den reaktionären Parteien, sondern die tiefste Kluft trennt die Sozialdemokratie von allen bürgerlichen Parteien. Dagegen traf die Stichwahlparole des Wahlkomitees von 1890 das Richtige; und nicht bloß, weil dadurch das Kartell zu stürzen war, sondern sie wäre auch richtig gewesen, wenn dadurch bloß eine Schwächung des Kartells zu erzielen gewesen wäre. Die Stichwahltaktik muß sich nicht nach dem Ausfall der Hauptwahlen richten, sondern nach den allgemeinen politischen Verhältnissen, und daher braucht ihre Feststellung auch nicht bis nach den Hauptwahlen ausgehoben zu werden.

Wäre nun mit dem Beispiel von 1890 die Haltung der Partei für die nächsten Stichwahlen fest bestimmt? Nein, denn es gibt noch zwei Möglichkeiten, zwischen denen zu entscheiden. Entweder, die Partei unterstützt überall die Freisinnigen und diejenigen Liberalen, die ihren Bedingungen genügen, ohne danach zu fragen, was diese Parteien selbst tun, ohne von ihnen einen Gegenstand zu fordern, einfach aus der Erwägung heraus, daß wir in unserem Interesse den schwarzblauen Block möglichst schwächen müssen. Das wäre in Übereinstimmung mit der Stichwahltaktik von 1890. Aber sie kann auch anders auftreten. Sie kann auch ein Stichwahlbündnis mit den Freisinnigen schließen, ein Abkommen treffen, wonach beide Parteien sich gegenseitig in der Stichwahl unterstützen. Wir haben schon früher ausgeführt, weshalb aus praktischen und prinzipiellen Gründen die erste Methode den Vorzug verdient. Ein Stichwahlbündnis propagiert die Anschauung, daß die Politik ein Geschäft, die Wahltaktik ein Mandatsgeschäft ist, wobei die Sozialdemokratie genau eine solche Partei ist wie andre Parteien: verhilft du mir zu Mandaten, so verhilf ich dir zu Mandaten. Anstatt hervorzuheben, daß die Arbeiterklasse auch die Stichwahl für die Wahrung ihrer allgemeinen Interessen auszunutzen hat, wird eine möglichst große Mandatszahl als einziges Interesse bezeichnet. Wenn feststeht, daß unser Interesse erfordert, bei der Stichwahl möglichst viel Freisinnige durch unsere Stimmen in den Reichstag zu bringen, dann kann man nicht zugleich diese Stimmen als Lausobjekt gegen freisinnige Stimmen bereit halten. Denn die Bündnistaktik bedeutet zugleich die Drohung: stimmst du nicht für meine Leute, so stimmen wir nicht für deine Leute — und damit schnitten wir uns dann selbst ins Fleisch. Denn schließlich hängt es nicht von uns allein ab, ob wir die Bündnistaktik anwenden wollen; für ein Abkommen sind zwei nötig; es ist von vornherein fraglich, ob freisinnige Liberalen uns gegen die ihnen nahestehenden reaktionären Liberalen unterstützen wollen, und wenn die Führer sich dazu aus politischen Rücksichten bereit erklären, werden die Wähler ihnen zweifellos nicht folgen.

Sei das nun alles, wie es will: die Hauptsache ist vorerst, daß Klarheit darüber besteht, daß man zwischen diesen taktischen Möglichkeiten als zwei durchaus verschiedenen Methoden zu wählen hat. Bergehens sucht man aber diese Klarheit in den Leitartikeln der Neuen Zeit. In Nr. 25 wird von einer „freisinnig-sozialdemokratischen Taktik“ als einer Möglichkeit geredet; das ist wohl kaum anders zu verstehen, als ein gemeinsames Vorgehen der beiden Parteien, das durch einen Angriff Raumanns auf die Sozialdemokratie gefährdet werden könnte. Am Schluß des Artikels „Zur Gleicheren Wahl“, in Nr. 26, wird noch deutlicher von einem „Stichwahlbündnis zwischen Freisinn und Sozialdemokratie“ geredet. Danach könnte es scheinen, daß Mehring unzweideutig für die zweite der oben angeführten Möglichkeiten eintritt. Aber in dem nächsten Heft heißt es, daß wir 1911 oder 1912 genau so gegen den schwarzblauen Block handeln sollen, wie wir im Jahre 1890 gegen das Kartell gehandelt haben, und daß wir bei der Stichwahl die freisinnigen Kandidaten herauszupaulen haben, auch gegen die allerbesten Garantien. Das ist ganz was andres, als ein Stichwahl-

bündnis, das ja auch 1890 nicht abgeschlossen wurde. Die Neue Zeit scheint von einem Unterschied der beiden taktischen Methoden, die wir oben anführten, nichts zu sehen; sie wirft sie zusammen, als seien sie dasselbe, und aus dieser Unklarheit konnte natürlich statt einer fruchtbaren Diskussion nur eine unfruchtbare Streiterei herauskommen. Daher wäre es höchst erwünscht, daß unser wissenschaftliches Organ in dieser Frage der Taktik bei den Wahlen klar und deutlich Stellung nimmt.

Um so mehr ist das erwünscht, weil seine Äußerungen, so unklar sie waren, doch eine Auffassung herausföhlen ließen, die es mit andern führenden radikalen Organen in Widerspruch bringen mußten, während die revisionistische Presse begeistert zustimmte. An sich ist es nicht schlimm, vielmehr sehr natürlich, wenn in jeder neuen Situation und bei jeder neuen Frage zwischen denjenigen, die sich auf den Boden des Marxismus stellen, Meinungsverschiedenheiten auftauchen. Sollten diese aber durch Diskussionen zu einem klaren Austrag gebracht werden, so ist es allererst nötig, daß klar ausgesprochen wird, was man will.

Bewerklchaftsbewegung.

Gegen die Klassenmoralisten.

Die auf den Arbeiterjugendfang gerichteten kapitalistischen Bestrebungen aller Schattierungen finden bekanntlich ihr Sammelbecken in der Zentralkasse für Volkswohlfahrt. Auch auf andern Gebieten des politischen Gimpelfangs bemüht sich die Zentralkasse mit zweifelhaftem Erfolg; besteht doch, nach Ansicht der großen Geldgeber, ihre Aufgabe darin, als Mädchen für alles in einer Zentralfubelküde die kapitalistischen Mixturen für Volksverdummung zu brauen. Die Lösung dieser Aufgabe ist freilich nicht einfach, sie erfordert nicht nur befähigte Köpfe, sondern auch allerlei Scheinkonzessionen an die sogenannte öffentliche Meinung. Da soll es zuweilen vorkommen, daß so ein kapitalistischer Goldknecht in seinem dunklen Drange vom rechten Weg abirrt und zu weit nach links gerät, wo keine kapitalistischen Wegweiser mehr stehen. In solchen Fällen verstehen die hohen Gönner gar keinen Spaß, kurz entschlossen hängen sie den Brotkorb höher und führen mittels dieser sanfteren Kur den irrenden Sünder auf den kapitalistischen Tugendpfad zurück. So ist es jetzt der Zentralkasse ergangen. In der Nr. 13 der Südwestdeutschen Sozialisten schleudert Herr Dr. Alexander Tille den kapitalistischen Bannstrahl gegen die Zentralkasse und droht ihr mit der Entziehung der Subventionen. In dem Epistel heißt es:

Am nachstehenden gestatten sich die industriellen Verbände, Ihre Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß die gegenwärtige Tätigkeit der Zentralkasse für Volkswohlfahrt im höchsten Grade geeignet ist, die Lebensinteressen der deutschen Industrie zu schädigen, und daß es darum geboten erscheint, sie nicht mehr mit Beiträgen zu unterstützen. Diefelbe lebt fast ausschließlich von Beiträgen aus industriellen Kreisen, welche den größten Teil ihrer (1908/10. 118.483 M.) betragsreichen Einnahmen aufbringen. Die Einnahmen werden fast ausschließlich zu einer bodenkommunistischen und klassenmoralistischen Propaganda benutzt. . . . Bereits 1908/09 hat die Zentralkasse denn auch eine erhebliche Anzahl industrieller Mitglieder verloren: 1909/10 sind 7 Verbände und 15 Firmen und Private ausgeschieden und 1910/11 wieder eine größere Anzahl, darunter z. B. der Verein zur Wahrung der gemeinsamen Interessen der gesamten Saarindustrie und der Verein für die bergbäulichen Interessen für Elsaß-Lothringen. . . .

Wenn an der Spitze der Zentralkasse auch formell Se. Excellenz der Herr Staatsminister v. Müller steht, so setzt sich doch die Leitung im wesentlichen aus bekannten Klassenmoralisten zusammen. So befindet sich in dem stinftöpfigen geschäftsführenden Vorstand der staatssozialistische Ministerialdirektor Ehrl, der Zentrumspfeffer Professor Sige, der Klassenmoralist Professor Albrecht; so besteht der Verwaltungsausschuß aus drei Professoren, einem Pastor, drei Räten, einem früheren Minister und einem Generaldirektor. So hat die zweite Vorstandsgruppe zu Mitgliedern z. B. den Rechtsanwält Wasser mann, den Lic. theol. Weber, Fr. Alice Salomon, Pastor Schellen, 10 juristische Staatsbeamte, einen Industriellen und zwei Generaldirektoren. Die Industrie ist darin bloß der Zierat und der Geldgeber. . . . es handelt sich heute in der Zentralkasse lediglich um eine klassenmoralistische Propaganda mit den Mitteln der Industrie. Die Zentralkasse befoldet dauernd neben 17 unteren Angestellten fünf wissen-

Seuilleton.

Das Auge des Schlafenden.

Roman von Georg von der Gabelenz.

48] Nachdruck verboten.

Der Zorn, der ihm aus Mienen und Worten sprach, warfen Anna wieder auf den furchtbaren Pfad, der sie in gerader Linie ihrem Verdacht entgegenführte. Er stand plötzlich von neuem vor ihr, in all seiner Spannung und Ungewißheit. Sie mußte ihn anblicken, sie mußte ihm zustreben; denn der Gedanke zog sie an, wie der Magnet das Eisen, wie die Tiefe den fallenden Stein. Sie mußte wissen.

Und sie griff im Bewußtsein ihrer Schwäche zu einer List, zu einer tückischen Falle, endlich die Gewißheit zu erlangen, die sie so fürchtete — und so ersehnte.

Sie tauchte ihre Augen groß in die ihres Mannes und fragte:

„Was hast eigentlich den Morgen am Ferner geschafft?“

Holzer erschrak bei diesen überraschenden Worten, und ein rotes Leuchten dämmerte vor seinen Augen auf, seine Muskeln strafften sich.

„Welchen Morgen?“ erwiderte er rauh, obgleich er nur zu gut die Antwort seiner Frau vorausahnte.

„Weißts nicht mehr? Damals, wie der Jakob umgekommen ist.“

„Ah, damals? — Wo soll ich da gewesen sein?“

Anna verfolgte ihren gefährlichen Weg Schritt für Schritt weiter.

„Doben am Ferner bist gewesen.“

„Am Ferner? — Wer hat das schon wieder gesagt?“ fragte Holzer, während er die Arme vom Tisch herabnahm und sich mit trotziger Miene aufrichtete.

Da log sie weiter:

„Ein Bub will dich gesehen haben vom Ferner kommen.“

„Du?“ schrie Holzer. „Du?! — Das lügt! So wahr ich der Holzer bin!“

Drohend sprangen ihm die Worte von den Lippen und polterten durchs Zimmer. Anna duckte sich zusammen wie eine aufgeschreckte Wildkatze im Walde. Ihr Herz dehnte sich zum Zerpringen, und sie preßte beide Hände mit gekrampften Fingern auf ihre Brust. Sie hatte das Gefühl, ins Leere gefaßt zu haben; aber noch gab sie sich nicht aufrieden.

„Du wärst also nicht am Ferner gewesen?“ stieß sie hervor.

Holzer freute sich der Angst seiner Frau; er durchschaute ihre Lüge und glaubte das Zittern zu sehen, das durch ihr Inneres wanderte. Das richtete ihn wieder in allen Wurzeln seines stolzen und selbstbewußten Wesens auf, und mit verächtlicher Miene warf er seine Antwort hin:

„Doben an der Rotspitze war ich, wenn du's wissen willst! Kannst leicht die Sennerin von der Rotalp fragen!“

„Wenn die Rest dich gesehen hat, ist's gut.“

Anna gab den Kampf auf und schwieg, denn an den festen Worten ihres Mannes war das Gefüge ihrer Vermutungen wieder auseinander gefallen. Wenn die Sennerin ihren Mann oben an der Rotspitze gesehen hatte, dann freilich konnte er nicht zugleich auf dem Ferner gewesen sein.

Die junge Frau atmete auf, und sie freute sich, die schwere Bürde ihrer schrecklichen Einbildung nicht mehr tragen zu müssen.

Schon wollte sie sich von neuem ihrer Arbeit zuwenden, als ihr Mann sich plötzlich aufrichtete und beide Fäuste gegen sie reckte. Er war schrecklich anzusehen. Seine Augen flammten, seine Brust hob sich in keuchenden Atemzügen, und zornige Falten furchten seine Stirn.

„Du,“ rief er heiser und sah mit bohrenden Augen auf sie hin, „du, sag das nicht noch mal! Nicht noch mal!“

Anna erblaute, ließ Zwirn und Nadel aus der Hand fallen und schaute in starrer Verzerrung auf ihren Mann. Sie hätte eine Wand gewünscht zwischen sich und ihm.

„Sag das nicht noch mal!“ wiederholte Holzer schreiend.

Da sprang die junge Frau zitternd auf und flüchtete nach der Tür.

Holzer aber fand nicht mehr wie früher die Kraft in seinem Zorn und sank schwer auf die Bank zurück. Das verächtliche Lächeln saß wieder auf seinen Lippen.

Indem er mit der Rechten nach der weggelegten Pfeife tastete, machte er mit der Linken eine Bewegung gegen seine Frau.

„Bleib,“ sagte er mit tiefer Stimme.

„Ich werd bleiben, du, wenn du wieder ruhig wirst!“ entgegnete Anna.

Sie lehnte sich mit der rechten Schulter an den Türpfosten und warf einen langen Blick auf die Gestalt ihres Mannes. Das Wilde war aus seinem Antlitz gleichsam ins Innere zurückgeflüchtet, und die Drohung seiner Augen war plötzlich verfliegen. Auch seine Stimme hatte schwankend geklungen. Dieser Mann schien im Augenblick mehr zu bemitleiden als zu fürchten, denn es war etwas an ihm, wie ein Hinabtauchen, ein Fallen in nächtliche Klüfte.

Aber einmal kam's ja doch! Einmal würde er den Zorn nicht wieder niederkämpfen und sie zu Boden schlagen, die Fäuste um ihren Hals krallen, sie töten. Sie wußte es, aber sie würde nicht ausweichen. Jetzt, da Holzer nichts mehr verborgen war, wollte sie sich nicht mehr hinter Lügen verdecken, um ihr Leben zu retten.

Da ließ die junge Frau die schon erfaßte Klinke der Tür fahren, und langsam, aber ohne zu zagen, trat sie an den Tisch zurück.

Holzer stüzte ihr gegenüber wieder den Kopf in die Hand und starrte auf die weiße Holzplatte. Das Uneingestandene, aber aus jedem Wort und jedem Blick Gefühlte faßte beider Gedanken und schwang sie immer wie-